

Mauritius Wilde

# Zeigt Euch!

Warum man  
seinen Glauben  
nicht verstecken  
muss

*Vier-Türme-Verlag*

**Ein Schlüsselerlebnis** 9

**Wovon das Herz voll ist** 11

**Gute Reise!** 17

Die Aussendung der zweiundsiebzig Jünger 17

Kann ich das? Bin ich gut genug? 19

Gemeinsam kann es gelingen 22

Gehen, wohin Jesus gehen will 23

Eine Einladung zu lieben 25

Mit leichtem Gepäck 28

Und was, wenn ich abgelehnt werde? 30

Es macht Freude 32

**Gott liebt es, sich zu zeigen** 35

**Zweifel dürfen sein** 37

**Bevor ich losgehe** 41

Jesus kam aus der Stille 41

Zuerst missioniere dich selbst! 45

Habt Mut! 47

**Finde deine ganz eigene Weise, dich zu zeigen** 51

**Mission – Reinigung eines Begriffs** 55

## **Über die Grenze gehen** 59

An und über die Grenzen gehen 59

Jesus schätzt die Fremden 62

Kulturen lernen voneinander 64

Kritik an den Kulturen 69

Heimatlosigkeit und Unbehaustheit 75

## **Tipps für unterwegs I** 79

Was soll ich sagen? 79

Ich habe eine Geschichte 82

In allen Sprachen 85

Keine Angst vor zu viel missionarischer Energie 88

## **Mission aus der Perspektive des Mönchs** 91

Das Kloster als »Andersort« 91

Durch Kontemplation die Verstrickungen  
der Welt lösen 98

## **Tipps für unterwegs II** 103

Du musst die Welt nicht retten 103

Erfolg ist kein Kriterium 105

Niederschwellig ist manchmal zu niedrig 108

## **Meine Beziehung zur Kirche** 113

Die Freude, erwählt zu sein 118

Arbeitsteilig und rückenstärkend 120

Zeitweise Außenseiter sein 125

Wie wichtig ist die Lehre? 127

## **Nach Hause zu Jesus zurückkehren 131**

### **Der Preis 133**

Es kann dich dich kosten 133

Sorgt nicht für Eure Verteidigung! 139

## **Darum geht es – Grundzüge des Missionarischen 143**

Den Glauben anbieten 144

Zur Freiheit befreien 147

Compassion üben 150

Mit der Ankunft des Herrn rechnen 152

International vernetzt sein 157

Andere Religionen kennenlernen 160

Mission als Präsenz 162

## **»Ich bin bei Euch bis zum Ende der Welt« 165**

Absolutheitsanspruch in Gelassenheit 165

Je weiter, desto katholischer 167

## **Wir können unmöglich schweigen 172**

Dank 173

Anmerkungen 174



## Ein Schlüsselerlebnis

Als ich gerade meine ersten Schritte als Verleger unseres Klosterverlages machte, hatte ich ein Schlüsselerlebnis bei der Frankfurter Buchmesse: Als Mönch besaß ich nicht viel Garderobe, mit der ich mich zu dieser Gelegenheit hätte angemessen kleiden können. Ich kaufte mir also extra zu diesem Anlass ein Sakko. Man will sich ja anpassen. Als ich schließlich Gelegenheit hatte, durch die Gänge der Messe zu streifen, stieß ich auf einen Mönch in brauner Kutte.

Ich wollte ihn gerade freudig begrüßen, als ich realisierte: Das ist gar kein Mönch. Das ist ein »Eyecatcher«. Der freundliche Herr bestätigte mir das auch gleich: Er teilte Prospekte aus und versuchte, die Aufmerksamkeit der Besucher zu wecken und sie dann in den hinter ihm liegenden Stand zu manövrieren, damit sie sich die angebotenen Produkte anschauten.

Ich war geschockt – und dann wurde ich ärgerlich. Warum schlich ich, der ich seit über zwei Jahrzehnten Mönch war und einen Klosterverlag vertrat, hier »verkleidet« als Zivilist herum, nur um nicht aufzufallen, während ein »falscher« Mönch alle Aufmerksamkeit auf sich zog? Warum traute ich mich nicht, aus mir herauszugehen und dazu zu stehen, wer ich war und was ich vertreten wollte? Warum zeigte ich nicht, woran und an wen ich glaubte? Das hat mir sehr zu denken gegeben und in der folgenden Zeit versuchte ich, das zu ändern.



## Wovon das Herz voll ist

Ich erinnere mich noch lebhaft an ein junges Paar, das ich zur Trauung begleiten durfte. Ich ermutigte die beiden, auch miteinander zu beten. »Miteinander beten? Ist das nicht zu intim?«, antworteten sie spontan. Zuerst musste ich innerlich etwas schmunzeln, hatte ich doch angenommen, dass Intimität in der Ehe möglich sein sollte. Aber dann verstand ich, dass das ein echtes Problem war. Die meisten Tabus in unserer Gesellschaft sind gefallen, zu den wenigen übrig gebliebenen gehören Tod und Religion. Über Religion spricht man nicht. Religiosität und Spiritualität sind »Privatsache« – so privat, dass man noch nicht einmal mit dem eigenen Partner darüber spricht.

Ja, es ist etwas Intimes, zu beten. Es ist sogar noch intimer, es gemeinsam zu tun. Man öffnet sich vor dem anderen und macht sich verletzlich. Vielleicht es ist das, was uns abhält, unseren Glauben nach außen zu zeigen. Wir haben etwas Furcht, und vielleicht schämen wir uns sogar ein bisschen. Es gilt als Schwäche, einen Glauben zu haben, den Glauben vielleicht sogar zu »brauchen«.

Dabei ist Religiosität doch etwas Inneres, nicht etwas Fremdes, von außen Aufgesetztes, für das man sich wirklich schämen müsste. Es geht darum, was ich glaube, wer ich im Innersten bin. Es geht darum, was ich im Herzen oder auf dem Herzen habe. »Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über«, heißt es im Matthäusevangelium (Matthäus 12,34). Es tut uns nicht gut, wenn wir immer zurückhalten, was in unserem Herzen ist. Wenn das Herz denn voll ist: Lasst es überlaufen!



So einfach ist das nicht, mögen Sie einwenden, liebe Leserin, lieber Leser. Eine junge Großmutter erzählte mir, dass sie gerne ihren Glauben an die Enkelin weitergeben würde. Da aber die Mutter gar nichts mit Religion anfangen könne, fühle sie sich gehemmt. Das ist verständlich. Wie können wir also die richtige, passende, respektvolle Sprache finden, wenn wir etwas von unserem Glauben zeigen wollen?

Viele Menschen haben kleine Zeichen bei sich, die auf ihren Glauben oder ihre Überzeugung hindeuten: ein Kettchen mit Kreuzanhänger, einen Fisch auf dem Kofferraumdeckel. Viele Menschen nutzen auch das Halbdunkel einer Kirche, um schnell eine Kerze anzuzünden für einen geliebten Menschen oder als Fürbitte in einem Anliegen, das sie bedrängt. Das sind gute Rituale, die uns in unserem Glauben bestärken. Und die Verborgenheit ist ein angemessener Raum, in dem unsere Sehnsucht nach dem Göttlichen aufgehoben ist.

Spannend wird es aber, wenn wir in Berührung mit der Außenwelt kommen. Dann stellen sich Fragen wie: Soll ich meinen Freund mit zum Gottesdienst nehmen? Wie sage ich das meinem Partner oder meinen Verwandten und Freunden, wenn ich kirchlich heiraten oder mein Kind taufen lassen will? Wie reagiere ich, wenn ich schräg angeschaut werde, weil ich in einem konfessionellen Kindergarten arbeite? Sollte ich das Kreuz in meiner Wohnung so aufhängen, dass es auch Fremde sehen können? Sollen wir als Familie auch noch vor dem Essen beten, wenn Gäste da sind, denen unser Glaube fremd ist?

Wir wollen auf jeden Fall nicht in die Nähe von Menschen gerückt werden, die den Namen »Gott« zu schnell auf den Lippen haben oder die »ostentativ« beten. Wir wollen auch nicht in eine Ecke gestellt werden mit Anhängern von Sekten, die Passanten auf der Straße ansprechen; Menschen, deren Idee zur Ideologie geworden ist, sodass sie alle anderen, die nicht ihre Meinung vertreten oder nach ihren Regeln leben, für dumm oder unverantwortlich erklären. Und wir wollen erst recht nicht mit Fundamentalisten verwechselt werden, wollen nicht zu

fromm sein. Wo ist da noch Platz, zu seinem Glauben zu stehen und ihn zu zeigen?

Auf der anderen Seite sehen wir mehr und mehr Menschen um uns herum, die ihre Religion durchaus in der Öffentlichkeit zeigen. Allerdings sind das in den seltensten Fällen Christen. So bekommt, den eigenen Glauben zu zeigen, heute manchmal einen bedrückenden Beigeschmack. Es bringt auch kulturelle Unterschiede an den Tag, die uns vielleicht nicht ganz geheuer sind.

Doch ist nicht der christliche Glaube auch eine »Kultur«? Eine Kultur der Liebe und des Respekts? Eine Kultur, die ihre Wirkung nach außen haben will? Die *gelebt* werden will? Wenn wir Dinge aussprechen, mit jemandem teilen, nach außen zeigen, dann bekommen sie doch auch für uns selbst mehr Gewicht und eine größere Bedeutung. Darin könnte die Chance liegen, wenn wir mehr von unserem Glauben zeigen: Es bestärkt in uns, wovon wir ohnehin überzeugt sind.

Dieses Buch möchte Mut machen, zum eigenen Glauben zu stehen. Ich möchte dabei zurückgreifen auf den, mit dem alles angefangen hat, auf Jesus Christus, und schauen, was die Bibel selbst zum Zeugnisgeben sagt. Denn den Glauben zu »zeigen« heißt: von ihm zu »zeugen« – das ist derselbe Wortstamm. Dabei werden wir sehen, welch aufregende »Reise« vor uns liegt. Eine Reise, die unsere persönliche Spiritualität nähren und bereichern kann.

Ich bin Mönch. Normalerweise ziehen sich Mönche zurück und gehen in sich. Sie sind eher introvertiert. Ich bin da keine Ausnahme, wie man in der Eingangsgeschichte vielleicht schon ein wenig bemerken konnte. Wenn Sie also noch ein bisschen skeptisch sind, mit mir auf diese Reise zu gehen, darf ich Ihnen versichern, dass Sie mich als Anwalt an Ihrer Seite haben. Paradoxerweise haben gerade die Mönche aus ihrer Tradition heraus eine Menge zu dieser Frage beizusteuern. Indem sie aus der Kontemplation, dem Gebet und der Stille, schöpfen, sind sie vielleicht sogar am besten »gerüstet«, sich auch nach draußen zu wagen.

Die Kongregation, der ich anhöre, nennt sich »Missionsbenediktiner von St. Ottilien«. Seit Jahren suchen wir nach der richtigen Balance zwischen Innerlichkeit und Ausdruck unseres Glaubens. Die Art, wie wir den Glauben anbieten, scheint viele Menschen anzusprechen, denn die Gästehäuser unserer Klöster und die dort stattfindenden Kurse sind voll. Wie lassen sich also Kontemplation und Zeugnisgeben verbinden? Wie kann unsere Mission als Christen heute in einer offenen, pluralen Gesellschaft aussehen?

Papst Franziskus hat in seiner Ansprache an die Kardinäle vor dem Konklave etwas gesagt, das – so glaube ich – uns alle als Christen angeht: »Wenn die Kirche nicht aus sich selbst herausgeht, um das Evangelium zu verkünden, kreist sie um sich selbst. Dann wird sie krank wie die gekrümmte Frau im Evangelium. Die Übel, die sich im Lauf der Zeit in den kirchlichen Institutionen entwickeln, haben ihre Wurzel in dieser Selbstbezogenheit. Es ist ein Geist des theologischen Narzissmus.« Das Evangelium dagegen ruft uns auf, aus uns herauszugehen. Uns zu öffnen. Fruchtbar zu werden für die Menschen. Weiterzugeben von dem Guten, das wir erfahren haben.

Narzissmus ist nicht nur ein Problem der Kirchen, sondern ein Gesellschaftsphänomen. Der amerikanische Historiker und Sozialkritiker Christopher Lasch diagnostizierte ihn bereits 1980 als eine Krankheit unserer Zeit, und die Fülle aktueller Literatur zu dem Thema bestätigt die Diagnose.<sup>1</sup> Neben der Verzagttheit ist es also oft auch unsere Selbstverliebtheit, die uns daran hindert, etwas von demjenigen auszustrahlen, der uns viel mehr liebt, als wir uns je lieben können. Wenn wir mehr aus uns herauskommen würden, könnten wir als Christen somit allen Menschen einen Dienst erweisen.

Jesus ist aus sich herausgegangen, aus seiner Heimat und aus gewohnten Bahnen, um die Botschaft zu verkünden, die ihn beseelte. Er ist ausgegangen vom Vater, der ihn so innig liebte, hinausgegangen zu den Menschen am Rand, die so dringend diese Liebe brauchten. Er

ging zu denen, für die eine Umkehr anstand, damit sie das »Leben in Fülle« nicht verpassten. Jesus fühlte sich »gesandt« zu den Menschen: »Wer aber mich aufnimmt, der nimmt nicht nur mich auf, sondern den, der mich gesandt hat.« (Markus 9,37) »Gesandt sein«, »Sendung« ist der ursprüngliche Sinn des Wortes »Mission« (von lateinisch »mittere« = senden). Es hat allerdings dreißig Jahre gedauert, so berichten uns die Evangelien, bis sich Jesus in Bewegung gesetzt hat. Zuvor hatte er ein geregeltes und unauffälliges Leben geführt, wahrscheinlich zusammen mit seinem Adoptivvater Josef im elterlichen Betrieb in Nazaret. Das meint: Auch wir sollten erst losgehen, wenn wir uns wirklich gerufen fühlen. Aber diesen Zeitpunkt sollten wir dann auch nicht verpassen.

Es soll in diesem Buch nicht um Konzepte und Strategien gehen, sondern um Glauben und Spiritualität: Inwiefern ist es wichtig für meinen Glauben und für mich persönlich, aus mir herauszugehen? Und wie mache ich das? Wie finde ich die richtigen Worte? Wie gebe ich Zeugnis, ohne mich zu verteidigen? Wer kann mir dabei helfen? Was darf ich erwarten? Wie gebe ich meinen Glauben weiter in einer freundlichen und gelassenen Weise, ohne dabei aggressiv zu sein, manipulativ, jammernd, invasiv, rechthaberisch, aber auch, ohne dabei gleich ein Heiliger sein zu müssen?

Das Buch möchte uns sensibel machen für die Impulse unseres Herzens, die »hinaus« wollen. Ich bin eingeladen, meinen Glauben so zu zeigen, wie *ich* bin. Wenn ich Seminare zu diesem Thema halte, beginnt meist sehr schnell ein lebhafter Austausch darüber, was die Einzelnen mit ihrem Glauben schon alles erlebt haben. Das ist es, was ich mir von diesem Buch wünsche: dass es uns anregt, uns wieder mehr auszutauschen. Dass wir wagen, unseren Glauben zu zeigen.



# Gute Reise!

Seinen Glauben zu bekennen ist eine aufregende Sache. Denn es geschieht Begegnung. Um-sich-Kreisen dagegen ist langweilig: Ich treffe nur wieder mich selbst. Sich und den Glauben zu zeigen ist eine Reise, so jedenfalls wird es in den Evangelien beschrieben.

Jesus sieht kein Problem darin, wenn seine Jünger ihren Glauben zeigen. Im Gegenteil, er ermutigt sie dazu. Aber er gibt ihnen auch genaue Anweisungen. Diese sollen hier als Blaupause dienen. Eine der Stellen, an denen Jesus über das Zeugnisgeben spricht, ist die sogenannte »Aussendungsrede« im Lukasevangelium. Wir wollen uns an ihr entlangtasten.

## Die Aussendung der zweiundsiebzig Jünger

*Danach suchte der Herr zweiundsiebzig andere aus und sandte sie zu zweit voraus in alle Städte und Ortschaften, in die er selbst gehen wollte. Er sagte zu ihnen: »Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden. Geht! Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Nehmt keinen Geldbeutel mit, keine Vorratstasche und keine Schuhe! Grüßt niemand unterwegs! Wenn ihr in ein Haus kommt, so sagt als Erstes: Friede diesem Haus! Und wenn dort ein Mann des Friedens wohnt, wird der Friede, den ihr ihm wünscht, auf ihm ruhen; andernfalls wird er zu euch zurückkehren. Bleibt in diesem*

Haus, esst und trinkt, was man euch anbietet; denn wer arbeitet, hat ein Recht auf seinen Lohn. Zieht nicht von einem Haus in ein anderes! Wenn ihr in eine Stadt kommt und man euch aufnimmt, so esst, was man euch vorsetzt. Heilt die Kranken, die dort sind, und sagt den Leuten: Das Reich Gottes ist euch nahe. Wenn ihr aber in eine Stadt kommt, in der man euch nicht aufnimmt, dann stellt euch auf die Straße und ruft: Selbst den Staub eurer Stadt, der an unseren Füßen klebt, lassen wir euch zurück; doch das sollt ihr wissen: Das Reich Gottes ist nahe. (...)»

Die Zweiundsiebzig kehrten zurück und berichteten voll Freude: »Herr, sogar die Dämonen gehorchen uns, wenn wir deinen Namen aussprechen.« Da sagte er zu ihnen: »Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen. Seht, ich habe euch die Vollmacht gegeben, auf Schlangen und Skorpione zu treten und die ganze Macht des Feindes zu überwinden. Nichts wird euch schaden können. Doch freut euch nicht darüber, dass euch die Geister gehorchen, sondern freut euch darüber, dass eure Namen im Himmel verzeichnet sind.«

In dieser Stunde rief Jesus, vom Heiligen Geist erfüllt, voll Freude aus: »Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen. Mir ist von meinem Vater alles übergeben worden; niemand weiß, wer der Sohn ist, nur der Vater, und niemand weiß, wer der Vater ist, nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will.«

Jesus wandte sich an die Jünger und sagte zu ihnen allein: »Selig sind die, deren Augen sehen, was ihr seht. Ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr seht, und haben es nicht gesehen und wollten hören, was ihr hört, und haben es nicht gehört.«

Lukas 10,1–14

## Kann ich das? Bin ich gut genug?

*Danach suchte der Herr zweiundsiebzig andere aus.*

Zu Beginn stellen sich zwei Fragen: Soll ich meinen Glauben zeigen? Und wenn ja: Kann ich das? Jesu Rede im Lukasevangelium gibt darauf eine klare Antwort: Ja, du sollst! Und: Ja, du kannst (zusammen mit mir)! Es ist Jesus selbst, der die Jünger aussendet. Würde er sie schicken, wenn er es ihnen nicht zutrauen würde? Daraus ergibt sich aber gleich eine weitere Frage. Immerhin heißt es im Evangelium: Jesus wählte zweiundsiebzig aus. Gehöre ich etwa zu diesen Auserwählten? Doch wohl eher nicht. Mir sind – ehrlich gesagt – Leute, die sich »auserwählt« fühlen, unsympathisch und unheimlich.

Ich kam einmal mit einer Familie ins Gespräch, die sich in ihrer Kirchengemeinde schon seit Jahren engagierte. Wir sprachen darüber, ob sie in ihrem Leben »Jesus nachfolgen« würden. Sie kamen zu der eindeutigen Antwort: »Nein.« Ich war darüber erstaunt, denn von ihrem Handeln her hatte ich einen ganz anderen Eindruck. Ich verstand aber, warum sie das sagten. Es war nicht, weil sie Christus nicht gut fanden oder nicht lieben würden, sondern weil sie Jesus nachzufolgen als ein »Spezialgeschäft« ansahen, das den Priestern und Ordensleuten vorbehalten ist. Eben den »Profis«.

Jesus aber lässt im gerade zitierten Text aus dem Lukasevangelium deutlich werden, dass das alles »den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart« worden sei. Für ihn braucht es, damit man seinen Glauben zeigen kann, nicht zuerst ein paar Jahre Studium. Im Gegenteil. Er hat seine Zweifel daran, ob die Gescheiten begreifen, was sie künden sollen.

Unsere Kirchen leiden unter einer Kluft zwischen »Laien« und »Professionellen«. Oft genug zieht der Klerus eine deutliche Linie und macht



klar, was in seiner und *nur* in seiner Kompetenz liegt. Das ist natürlich nicht gerade einladend für Laien. Gerade das Wort »Laie« schafft in der katholischen Terminologie schon Verwirrung, weil es vermuten lässt, das alle Nichtkleriker inkompetent und bloß Amateure seien. In Wirklichkeit kommt der Begriff vom griechischen Wort *laos* und meint: das Volk, das ganze Volk Gottes. Also sind auch Priester Laien.

Auf der anderen Seite dieser »Kluft« kann man sich aber auch ganz wohl fühlen und gemütlich einrichten: Wir haben unsere Kirchensteuer gezahlt, und nun erwarten wir auch etwas von den Professionellen! Vielleicht könnte es auch einmal unangenehm werden, wenn man Stellung beziehen müsste. In den hinteren Kirchenbänken lebt sich's entspannter.

Jesu Lösung ist: Der Glaube gehört weder den einen noch den anderen. Was zu offenbaren ist, geschieht zwischen dem Vater und dem Sohn. Nur der Vater weiß, wer der Sohn ist, nur der Sohn wiederum, wer der Vater ist, »und der, dem es der Sohn offenbaren will«. Alles »Wissen«, um das es im Glauben geht, kommt von Jesus und ihm allein. Er gibt, wem er will. Niemand hat den Glauben gepachtet.

Jesus wählte für sich zwölf Apostel aus. Apostel bedeutet Gesandte. Sie also betraute er in besonderer Weise, den Glauben weiterzutragen. In unserer Passage aus dem Evangelium aber wählt er darüber hinaus zweiundsiebzig Jünger aus. Dass diese Zahl etwas Symbolisches hat, scheint mir offensichtlich. Es ist eine Zahl, die eine große Menge zum Ausdruck bringt. Den Glauben anderen zu zeigen ist also Jesu Meinung nach nicht nur eine Sache von wenigen, sondern von sehr vielen.

Nach der Auffassung der Kirchen sind alle Menschen, die getauft sind, Mitglieder des Volkes Gottes. Jeder und jede von uns ist ein besonderes Kind Gottes, eine auserwählte Tochter, ein auserwählter Sohn Gottes. Mit der Taufe empfangen wir nicht nur dieses ganz besonders enge Verhältnis zu Gott, sondern auch die Befähigung, von dieser Beziehung anderen zu erzählen und Zeugnis zu geben. Wir haben Anteil an Christi Königtum und Priestertum und Prophetenamt.

»Mag ja sein«, mögen Sie vielleicht denken. »Aber das ist mir doch alles etwas zu viel. Und etwas zu groß.« Gut so!, möchte ich Ihnen antworten. Es ist wirklich alles zu viel und zu groß. Wenn wir nicht eine leichte Unsicherheit auf diesem Gebiet spüren, auch ein kleines Erschauern vor der Größe der Aufgabe, kommen wir zu schnell auf den Holzweg. Heute ist es ohnehin eher so, dass jeder und jede glaubt, zu jedem »seinen Senf geben« und mitreden zu können. Eine leichte Unsicherheit, was ich in den »heiligen« Dinge zu sagen habe, ist gut, weil es mich öffnet für den lebendigen Gott, der uns sendet. Sie bewahrt uns vor Selbstgerechtigkeit, falscher Selbstsicherheit und Hochmut oder einer gefährlichen Überidentifikation mit dem Religiösen. Nur wenn ich immer Staunender bleibe (wie ein Kind), kann ich von Gottes Größe etwas bezeugen.

Es ist also gut, sich der Frage bewusst zu werden und sich ihr auszusetzen: Kann ich das? Kann ich kompetent antworten, sodass ich mir selbst und der Sache (Gott) gerecht werde? Sodass ich dem Menschen, dem ich begegne, gerecht werde? Auf der anderen Seite dürfen wir auch das Vertrauen dankbar annehmen, dass Jesus in dieser Hinsicht zu uns hat. Ein Beispiel ist Paulus, der als einer der größten Missionare des christlichen Glaubens angesehen wird. Ohne ihn würde niemand von uns heute etwas über den Glauben wissen. Er aber kam etwas »zu spät« zur Gemeinschaft dazu, nämlich im Gegensatz zu den zwölf Aposteln erst nach Jesu Tod. Und zuvor hatte er die jungen Christen sogar verfolgt. Aus diesem Grund sieht er sich selbst als »Missgeburt« an und muss in seinen Briefen immer und immer wieder betonen, dass er ja auch ein Apostel ist.<sup>2</sup> Man spürt seine Selbstzweifel. Aber genau diese öffnen ihn für das Wunder, das geschehen ist, dass Jesus ihn so angenommen hat, wie er ist.

Ich muss nicht perfekt sein und ich muss auch nicht alles begriffen haben, bevor ich meinen Glauben zeige oder den Mund zu öffnen wage. Es kommt nur darauf an, ob ich den Impuls in mir spüre, dass ich mich in diesem Moment zeigen oder etwas sagen soll.

## Gemeinsam kann es gelingen

*... und sandte sie zu zweit voraus*

Als hätte Jesus die Unsicherheit der Menschen in ebendiesen Dingen bemerkt, sendet er die Zweiundsiebzig je zu zweit aus. So ist die Mission einfacher. Jesus verlangt nichts Übermenschliches von seinen Jüngern. Wenn man zu mehreren seinen Glauben zeigt, ist das viel einfacher. Und Jesus hat nichts dagegen.

Dass er die Jünger zu zweit aussendet, hat zunächst praktische Gründe: Zum einen bedurfte in seiner Kultur jedes Zeugnis der Bekräftigung durch eine zweite Person, sonst war es nicht gültig. Der Zweite diente dazu, die Wahrheit der Aussage des Ersten zu bekräftigen und zu bestärken.

Zum anderen bot die kleine Gemeinschaft einen Schutz gegen solche, die vielleicht nicht einverstanden sind mit dem, was man da zeigt. Schließlich schützte die kleine Gruppe auch vor Überheblichkeit. Es ist immer etwas gefährlich, »Gott« und Frommes im Mund zu führen. Wenn ein anderer dabei ist, der mich kennt, zwingt mich das zur Authentizität.

Manchmal werden wir Mönche zu Vorträgen oder Kursen eingeladen. Ich merke, dass das Zeugnis viel stärker ist, wenn ich nicht alleine gehe, sondern wenn wir zu zweit oder in einer kleinen Gruppe sind. Die verschiedenen Stimmen lassen verschiedene Perspektiven auf den Glauben sichtbar werden; sie lassen den Zuhörern die Freiheit zu wählen. Und sie zeigen etwas von der Vielfalt Gottes und seinem Reichtum, der sich auf so unterschiedliche Weise ausdrücken kann.

Der Glaube »gehört« nicht einer Privatperson, er gehört uns allen, und wir zusammen »gehören« Jesus.<sup>3</sup> Jesus hat den Glauben allen Jüngern und Jüngerinnen geschenkt, und er wird besonders dann »sichtbar«,

wenn wir beieinander sind: »Wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, da bin ich mitten unter ihnen.« (Matthäus 18,20)

## Gehen, wohin Jesus gehen will

*... er sandte sie zu zweit voraus in alle Städte und Ortschaften, in die er selbst gehen wollte.*

Der kleine Nachsatz, der davon spricht, dass Jesus selbst in die entsprechenden Städte gehen will, schließt uns etwas Wesentliches auf: Wenn es darum geht, den Glauben zu zeigen, geht es immer um Christus und nicht um uns. Nicht ich bestimme, wem ich den Glauben zeige, sondern hier will sich die Beziehung zwischen Jesus und einem anderen Menschen entfalten, zu dem *er* gehen will. Wir sollen also zu den Menschen gehen, denen Jesus seine Liebe zeigen möchte, und die Begegnung Jesu mit diesen Menschen zulassen.

Das schränkt unsere Rolle als Gesandte maximal ein: Wir gehen nicht von uns aus los – er sendet. Wir gehen nicht, wohin wir wollen – er bestimmt das Ziel. Ich finde das einen unglaublich erleichternden Gedanken. Er nimmt Verantwortung von mir weg. Gleichzeitig gibt er dem Vorgang eine besondere Würde und Schönheit: Ich werde damit betraut, dieser Begegnung zwischen Gott und Mensch zu dienen.

Als Gesandte sind wir also für den Sender und für den Empfänger da. Wenn wir unseren Glauben zeigen, dann nur, um die Kommunikation zwischen Gott und dem Menschen zu erleichtern, zu ermöglichen, anzustoßen, vorzubereiten. Wenn alles gut geht, dann kommt der Mensch, mit dem wir sprechen, mit dem Göttlichen, das in ihm bereits wohnt oder sich in ihm aufschließen will, in Kontakt. Wir sollten also dieser Kommunikation nicht im Weg stehen, sondern unseren Teil dazu leisten. Wir ordnen uns dabei in ein größeres Geschehen ein. Wenn wir uns

selbst als den Sender verstehen, haben wir etwas falsch gemacht. Nicht einmal Jesus sieht sich als solcher. Er ist der Gesandte seines Vaters: »Und das Wort, das ihr hört, stammt nicht von mir, sondern vom Vater, der mich gesandt hat.« (Johannes 14,24) So ordnet er selbst sich in den größeren Zusammenhang ein.

*Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter.*

Mir begegnet in diesem Zusammenhang immer wieder ein einleuchtendes Argument, das aber beim zweiten Hinsehen wirklich zynisch ist: Man sagt, die Zahl der Priester nehme zwar ab, aber die Zahl der Gläubigen ja doch auch – dann passe es ja wieder. Nein, es passt nicht. Warum? Weil das allein unsere menschliche Interpretation ist. Ob Gott so denkt, wissen wir nicht. Jesu Einschätzung zumindest in dieser Evangeliumspassage ist anders. »Die Ernte ist groß«, sagt er. Nicht wir entscheiden, ob die Ernte groß oder sogar vorbei ist. Manche Menschen sind einfach frustriert, weil vieles nicht rundläuft in den Kirchen. Sie sehen die abnehmenden Zahlen der Gläubigen und fragen sich, was das zu bedeuten habe. Vielleicht ist die Ernte einfach nicht mehr so groß, meinen sie.

»Die Ernte ist groß«, sagt Jesus. Und als ob es schon zu seiner Zeit ein Problem gewesen wäre, Menschen zu finden, die sich dieser »Arbeit« widmen wollen: »Bittet den Herrn der Ernte, Arbeiter zu schicken.« Der Herr der Ernte, das ist Gott. Auch Jesus fühlt sich als Gesandter. Jesus sieht die vielen Bedürftigen, Einsamen, Mühseligen und Beladenen, die Kranken, die Sterbenden, die Armen, die Fremden ... und will zu ihnen kommen. Er will die Nackten kleiden, den Beladenen Last abnehmen, den Einsamen Gesellschaft leisten, die Kranken heilen – durch uns. In gewisser Weise könnte man sagen, das Problem liegt nicht auf der Seite der Empfänger und auch nicht auf der Seite des Senders, also Gottes, sondern auf unserer Seite! Denn wer will in den Weinberg gehen und arbeiten?

Es gibt also einen einfachen Grund, warum wir den Glauben nicht verstecken müssen: Er gehört gar nicht uns. In diesem Sinn dürfen wir ihn aber auch nicht verstecken, jedenfalls nicht dann, wenn wir in unserem Herzen hören und Worte von außen unser Gewissen darin bestärken, dass wir uns zu gegebener Zeit zeigen sollen oder etwas sagen sollen. Das ist der Unterschied zu jeder menschengemachten Überzeugung. Wie viel ich darüber preisgebe, dass ich CDU-Mitglied bin oder Vegetarier, liegt wirklich ausschließlich an mir selbst. Wenn wir es mit dem Göttlichen zu tun haben, kommt jedoch noch eine andere Dimension ins Spiel.

## Eine Einladung zu lieben

*Wenn ihr in ein Haus kommt, so sagt als Erstes: Friede diesem Haus!*

Jesus möchte, dass wir jedem Haus, jedem Menschen Frieden bringen. Denn das ist, was er bringen will, wenn er selbst kommen wird: »Meinen Frieden gebe ich Euch« (Johannes 14,27). *Shalom* war der Gruß Jesu – ein Segen, mit dem er den Menschen, denen er begegnete, Frieden, Freude und Wohlstand wünschte.

Es geht also Jesus zuallererst um den Menschen, dem er begegnet, und nicht um sich selbst. Er will die Menschen die Liebe spüren lassen, die er selbst von seinem Vater ständig erfährt. Und den Respekt. Er bemerkt, dass der Friede, den man den Menschen wünscht, auf ihnen bleiben wird, wenn sie denn »Menschen des Friedens« sind, andernfalls aber »wieder zurückkehrt«. Damit zeigt er, wie sehr er die Freiheit jedes Menschen achtet. Ob der Mensch den Segen annimmt oder nicht, liegt bei ihm selbst. Das Respektieren dieser Freiheit ist typisch für Jesu Mission, und sie sollte auch maßgeblich für unsere sein.

Dann fährt Jesus fort: »Heilt die Kranken, die dort sind, und sagt den Leuten: Das Reich Gottes ist euch nahe.« Das liegt ganz auf der Linie seines zuerst genannten Auftrags und vertieft ihn: Helft den Menschen, diese Liebe, diesen Frieden, die Heilung zu *erfahren*. Macht die Kranken heil! Wenn wir unseren Glauben zeigen, dann also als Erstes durch unser Tun, mehr als durch unsere Worte. »Sagt den Leuten, das Reich Gottes ist nahe«, kommt an zweiter Stelle. Was für einen Sinn würde es machen, wenn man es ihnen sagte, ihnen aber verweigerte zu helfen, es auch zu erfahren!

Einer meiner Lieblingssätze zu diesem Thema stammt von Franziskus von Assisi (1181–1226): »Verkündigt das Evangelium, und wenn es nötig sein sollte, dann auch mit Worten.« Wenn wir uns öffnen und uns den anderen in unserem Glauben zeigen, dann nur in dieser Weise, dass sie sich hinterher etwas mehr geliebt und angenommen, angeschaut und geachtet fühlen, etwas heiler und froher und zufriedener sind. Jesu Auftrag schließt von vorneherein jede Art von Zeugnis aus, das aggressiv oder manipulativ ist. Das ist nicht, wozu Jesus uns aussendet.

Der Steyler Missionar Sankt Josef Freinadenetz (1852–1908) bringt es auf den Punkt: »Die einzige Sprache, die alle Menschen verstehen, ist die Sprache der Liebe.« Er musste es wissen, denn der Südtiroler war als Missionar in China unterwegs. Liebe ist eine internationale und interkulturelle Sprache. Das Herz des anderen versteht sie sofort. Die Worte sind sekundär oder können sogar zu Missverständnissen führen.

Die Kongregation der Missionsbenediktiner von St. Ottilien, zu der ich gehöre, ist im 19. Jahrhundert für die Mission gegründet worden, und unsere Mitbrüder wurden vor allem nach Afrika und Asien ausgesandt. Im 21. Jahrhundert stellen sich Theorie und Praxis von Mission natürlich anders dar. Aber wie? Diese Frage stellten wir uns gemeinsam: afrikanische, asiatische, amerikanische und europäische Mitbrüder bei unserem letzten Generalkapitel. Wir waren auf der Suche nach einem

neuen Nenner und kamen schließlich auf die Formel: Missionieren heute meint: Die Liebe Gottes teilen. Das ist ein internationales Projekt.

Jesu Herz ist voll von dieser Liebe. Deshalb formuliert er als höchstes aller Gebote: Liebe Gott und liebe deinen Nächsten wie dich selbst (vgl. Matthäus 22,37–39). Die Liebe drängt über sich hinaus und will weitergegeben werden.

Man kann das bei jungen Paaren erleben: Die Partner lieben sich so sehr, dass sie von dieser Liebe weitergeben wollen an die Kinder. Im Weitergeben wird ihre Liebe nicht weniger, sondern mehr. Liebe möchte sich zeigen. Einer der beglückendsten Momente bei einer Trauung ist, wie die Vermählten stolz ihr Innerstes nach außen kehren, wenigstens für einen Tag, und allen zeigen: Wir lieben uns! Sie wollen am liebsten der ganzen Welt zurufen: Ich liebe diesen Menschen! Und: Es gibt keinen besseren Partner auf der Welt!

Über die Jahrhunderte hin ist das Verbreiten der Liebe ein Kennzeichen der Christen geworden. Natürlich haben sie nicht nur Liebe verbreitet, das darf nicht verschwiegen werden, und darauf komme ich später noch zurück. Es ist aber sinnvoll und auch legitim, das Augenmerk auf das viele Gute zu richten, das dadurch in dieser Welt geschehen ist. Heinrich Böll, einer der großen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, der nicht gerade für seine Zurückhaltung in der Kirchenkritik bekannt ist, sagte einmal: »Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen, weil es in einer christlichen Welt Raum gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache [...]. Ich glaube an Christus und ich glaube, dass Millionen Christen auf dieser Erde das Antlitz dieser Erde verändern könnten, und ich empfehle es der Nachdenklichkeit und der Vorstellungskraft der Zeitgenossen, sich eine Welt vorzustellen, auf der es Christus nicht gegeben hätte.«

Dem Auftrag Jesu, die Liebe Gottes zu teilen und allen Menschen weiterzugeben, sind also weit mehr als zweiundsiebzig Jünger gefolgt.



Das dient als Modell bis heute. John Thomas Kattrukudiyil, der Bischof von Ittanagar im Nordosten Indiens, wurde einmal gefragt, wie er sich das überwältigende Wachstum der Kirche in seiner Diözese erkläre (über zehntausend neue Christen pro Jahr). Seine Antwort: »Weil wir Gott als den liebenden Vater vorstellen, und weil die Leute sehen, wie wir ihn lieben.« Liebe strahlt aus und wird aktiv.

Alle sollten die Freude erfahren können, sich von Gott geliebt zu fühlen. Sie ist ein Geschenk, das man nicht für sich selbst behalten kann, sondern mit anderen teilen muss. Wenn wir es nur für uns behalten wollen, dann werden wir zu isolierten, sterilen und kranken Christen.

## Mit leichtem Gepäck

*Nehmt keinen Geldbeutel mit, keine Vorratstasche und keine Schuhe!*

Eine weitere Anweisung, die Jesus gibt, bezieht sich auf die »Ausrüstung« der Jünger. Er empfiehlt uns leichtes Gepäck. »Nehmt nichts mit auf den Weg, keinen Wanderstab und keine Vorratstasche, kein Brot, kein Geld und kein zweites Hemd.« (Lukas 9,3) Warum solch radikale Einfachheit? Wenn es wirklich so ist, dass Jesus sendet und kommen will und wir nur Botschafter sind, dann kommen wir am besten ohne großes Gepränge. Je weniger wir uns selbst in den Vordergrund schieben, desto besser, damit wir den Menschen den Blick für Jesus nicht verstellen.

Jesus empfiehlt das leichte Gepäck aus Gründen der Glaubwürdigkeit: Wenn wir mit nichts anderem zu den Menschen kommen als mit uns selbst und unserem Glauben, dann sind wir am überzeugendsten. Jesus möchte, dass die Botschaft vom Reich Gottes unverfälscht und klar durch uns hindurchdringen kann. Je persönlicher wir Zeugnis geben, desto wirkungsvoller. Wenn wir hingegen mit Pauken und Trompeten,

Kanonen und Gewehren, Scheckbuch und Geschenke, Entourage oder Spitzen kommen, richten wir die Aufmerksamkeit der Menschen eher auf dieses »Beiwerk« als auf das Wesentliche der Botschaft. »Geht, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe.« (Lukas 10,3) Auch die Wehrlosigkeit ist Teil des leichten Gepäcks. Denn in derselben Weise hat auch Jesus die Botschaft von der Liebe Gottes verkündet.

Wenn wir »barfuß«, ohne Geld und Vorräte den Menschen begegnen, dann begegnen wir ihnen wirklich als Menschen. Zeugnis geben für den Glauben ist so einfach: Wir sind eingeladen, einfach Mensch zu sein. Wir müssen nichts Spezielles tun oder sein oder vorgeben zu sein – wir dürfen einfach wir selbst sein, so wie wir sind. Denn Jesus hat *mich* gesandt. Ich brauche mir dann keine Sorgen um mich selbst zu machen (oder mit den Worten der Aussendungsrede Jesu: Ich werden schon etwas zu essen bekommen). Je unbedarfter ich dem anderen begegne, desto besser.

Papst Franziskus erinnert uns eindrücklich an das leichte Gepäck: Er wählt die kleineren Limousinen und die einfacheren Schuhe. Es ist unglaublich, welche Wirkung das hat. Wir wollen *Menschen* sehen, wenn wir Christen sehen. Das ist nicht nur eine Frage der »Optik«, sondern der Lebensweise und Einstellung.

Ein weiterer Grund scheint mir gegeben: Wenn ich mich wirklich auf die Menschen einlassen will, muss ich flexibel sein. Meine Gedanken und meine Hände müssen frei sein, damit ich dem anderen dienen kann. Ich muss mich mehr um ihn als um mich kümmern können. Was nützt mir ein großes geistiges oder praktisches Equipment, wenn ich noch gar nicht weiß, was die Menschen wirklich brauchen, denen ich begegnen werde? Ich sollte offen und bereit sein, auf ihre je eignen Bedürfnisse zu reagieren. Der Apostel Paulus hat das als Ziel für sich so formuliert: »Allen alles werden.« (1 Korinther 9,22) Jedes überflüssige Gepäck hindert mich daran, mich auf die Menschen einzulassen. Die Kirche in unseren Breiten hat an missionarischer Kraft eingebüßt, bis

heute jedoch nichts an finanziellen Mitteln und Immobilien. Wenn ich zu viel Besitz habe, werde ich träge und selbstgenügsam.

Besitz gibt uns Sicherheit und Halt. Jesus lädt uns ein, darauf, wenn möglich, zu verzichten, damit unser Zeugnis glaubwürdiger wird. Wir trauen dann nicht unserem Gepäck, unseren Vorbereitungen, sondern nur ihm. Wenn man sich darauf einlässt, den Glauben anderen zu zeigen, so ist das eine wunderbare spirituelle Herausforderung: sich mehr auf Gott zu verlassen als auf sich selbst. Natürlich ist das auch mit Angst verbunden, wenn wir alles loslassen sollen. Jesus aber ermutigt uns, weil er selbst auf uns aufpassen wird. So sagt er später im Lukasevangelium: »Als ich euch ohne Geldbeutel aussandte, ohne Vorratstasche und ohne Schuhe, habt ihr da etwa Not gelitten?« Die Jünger antworteten: »Nein.« (Lukas 22,35) Wir könnten einmal überlegen, was wir persönlich abgeben können – Materielles und auch geistige Einstellungen –, damit unser Glaube für andere besser sichtbar wird.

## Und was, wenn ich abgelehnt werde?

*Schüttelt den Staub von euren Füßen.*

Die erste Reise, die die Zweiundsiebzig unternommen haben, um Zeugnis von Gottes Liebe zu geben, muss recht erfolgreich gewesen sein, zumindest wenn wir dem Bericht im Lukasevangelium folgen. Trotzdem bereitet Jesus die Jünger bereits bei der Aussendung auf den Fall vor, dass ihre Botschaft nicht auf Gegenliebe stößt. »Wenn ihr aber in eine Stadt kommt, in der man euch nicht aufnimmt, dann stellt euch auf die Straße und ruft: Selbst den Staub eurer Stadt, der an unseren Füßen klebt, lassen wir euch zurück; doch das sollt ihr wissen: Das Reich Gottes ist nahe.« (Lukas 10,10–11)

Wenn es stimmt, dass die Botschaft nicht unser Privateigentum ist, und wenn wir außer uns selbst nichts Materielles in das Unternehmen investiert haben, also mit leichtem Gepäck gekommen sind, ist es auch viel leichter, damit umzugehen, wenn unser Zeugnis auf Ablehnung stößt.

Wenn man sich verabschiedet, schüttelt man sich die Hände. Schütteln hilft, sich zu trennen. In diesem Fall rät Jesus dazu, die Füße zu schütteln. Das ist eine starke Gebärde, die im Alten Orient gebräuchlich war. Dort war sie nicht Ausdruck von Wut oder Rachegefühl, sondern eher von Reinigung. Schütteln Sie Ihre Füße aus – so werden Sie los, was ohnehin nicht bei Ihnen bleiben wollte. Jesus sagt nicht, wir sollen ungehalten oder böse sein oder den Menschen Vorwürfe machen. Die Freiheit jedes Menschen ist Teil seiner Botschaft, die wir verkünden. Die Botschaft aber bleibt, sogar wenn sie abgelehnt wird. Deshalb spricht er hier davon, sich auf die Straße zu stellen und noch einmal die Botschaft herauszurufen. Sie ist nicht abhängig von Annahme oder Ablehnung. Trotzdem ist jeder in der Entscheidung unvertretbar, ob er sich auf sie einlassen will oder nicht.

In einem Gleichnis, das Jesus erzählt, wird es als geradezu natürlicher Vorgang dargestellt, dass die menschlichen Bemühungen nicht fruchtbar sind (Matthäus 13,1–9): Der Sämann sät ein Vielfaches von dem, was er zu ernten erwarten kann. Gott ist großzügig und hat kein Problem damit, seine Liebe anzubieten. Er »wirft« mehr Taten und Worte »aus« als nötig, um so viele wie möglich an sich zu ziehen. Dass trotzdem nicht alle mitgehen können oder wollen – vielleicht noch nicht –, ist Teil unserer irdischen Wirklichkeit.

Jesu Worte wollen uns helfen, uns vor Frustration oder Ärger zu bewahren. Am meisten habe ich in dieser Hinsicht übrigens von Geschäfts- und Vertriebsleuten gelernt, während ich noch im Verlagswesen gearbeitet habe. Sie haben diese Frustrationstoleranz verinnerlicht: Sie freuen sich, wenn sie etwas verkaufen können, rechnen aber damit, dass es auch liegen bleiben kann. Füße ausschütteln – und weitergehen.

Schade ist's schon, denn »Wer euch hört, der hört mich, und wer euch ablehnt, der lehnt mich ab; wer aber mich ablehnt, der lehnt den ab, der mich gesandt hat«. Fürs Erste aber haben wir getan, was wir tun konnten.

## Es macht Freude

*Die Zweiundsiebzig kehrten zurück und berichteten voll Freude ...*

*In dieser Stunde rief Jesus, vom Heiligen Geist erfüllt, voll Freude aus:*

*»Ich preise dich, Vater.«*

Die Reise hat Spaß gemacht. Die Jünger sind voll von ihren Erlebnissen, und ich sehe sie vor mir, wie sie schwatzen und erzählen, lachen und stolz sind. Sie sind erfüllt von der Begegnung mit den anderen Menschen, sind voll des Geistes Jesu, begeistert. Sie waren tatsächlich in der Lage, zu heilen und Dämonen auszutreiben. Was kaum denkbar erschien, Jesus ihnen aber vorausgesagt hatte, wird wahr: »Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, und er wird noch größere vollbringen.« (Johannes 14,12) Wer hätte das gedacht? Fasziniert von Jesus – ja! Aber selbst in der Lage, wie Jesus die Botschaft der Liebe Gottes wirksam zu machen? Das ist ein Wunder.

Es scheint, als habe Jesus bereits auf die Jünger gewartet. Er ist keiner, der Leute losschickt und sich dann nicht mehr für sie interessiert oder um sie kümmert, wie es oft im Berufsleben der Fall ist: Man bekommt einen Auftrag oder Job, und danach interessiert sich keiner mehr dafür, ob und wie man ihn erledigt hat. Wie gut zu wissen, dass Jesus selbst auf uns wartet und hören will, wie es uns ergangen ist. Jesus ist unsere »home base«, wir können immer zu ihm zurückkehren. Es ist immer jemand zu Hause. Jesus ist zu Hause für uns. Da ist jemand, dem man einfach erzählen kann, was man erlebt hat. Und mit dem man seine Freude teilen kann.

Wir tun das viel zu selten. Da Religion tabu ist und Spiritualität Privatsache, teilen wir unsere Erfahrungen zu wenig mit anderen. Damit geht uns nicht nur Erfahrungswissen verloren, sondern auch eine Menge Freude. Jesus aber interessiert sich. Er reagiert auf die begeisterten Erzählungen in liebevoller Weise. Zunächst bestätigt er die »Erfolge« der Jünger: »Ja, ich habe den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen sehen.« Aus der Ferne hat er wahrgenommen, was den Jüngern vor Ort passiert und gelungen ist. Ihre positive Erfahrung war keine Einbildung! Ihre Freude ist begründet.

Nach dieser Bestätigung fügt Jesus noch etwas hinzu: »Aber freut euch nicht darüber, dass euch die Dämonen gehorchen, sondern dass eure Namen im Himmel verzeichnet sind« (Lukas 10,20). Will Jesus die Freude seiner Jünger etwa gleich wieder dämpfen? Nein, aber er nimmt die Situation zum Anlass, die Jünger noch etwas zu lehren: Der »erfolgreiche« Gesandte ist in der Gefahr, dass ihm der Erfolg zu Kopf steigt und er das, wozu er »fähig« war, als seine eigene Tat verbucht. Er ist in der Gefahr zu vergessen, dass er nur »erfolgreich« war, weil Jesus ihn gesandt hat, weil Jesus ihm das zugetraut hat, weil es Jesus selbst war, der zu den Menschen kommen wollte. Jesus hat das Wunder bewirkt. Es gibt hier also keinen Grund für die Jünger »abzuheben«, im Gegenteil. Viel Unheil in der Geschichte der christlichen Missionen rührt genau daher, dass die Missionare vergaßen, dass sie »nur« Gesandte sind und nicht Gott selbst. Aber: Grund zur Freude ist, dass eine so unglaubliche Nähe zwischen ihnen und Gott bestehen kann (ihre Namen sind bei Gott verzeichnet).

An dieser Stelle fügt der Evangelist Lukas den sogenannten Jubelruf Jesu ein. »Ich preise dich, Vater, dass du das den Unmündigen offenbart hast.« (Lukas 10,21) Danach heißt es: »Dann wandte er sich den Jüngern wieder zu und sagte ...« Der letzte Satz macht deutlich, dass Jesus seinen Jubel verborgen vor den Jüngern zum Ausdruck bringt. Der Grund ist wohl, dass er ihren Stolz nicht anheizen will.

Das Aufbauende an dieser Geschichte ist für mich, wie sehr sich Jesus selbst darüber freut, dass es den Jüngern so gut ergangen ist. Die Botschaft ist bei den Menschen angekommen, und die Jünger haben auch davon profitiert. Alles ist gut. In den Erzählungen der Evangelien erscheint Jesus nur an wenigen Stellen wirklich emotional. Hier aber hört man ihn förmlich begeistert »Ja!« rufen, »es hat geklappt!«. Und diese Begeisterung mündet in das Lob Gottes: »Ich preise dich, Vater«, denn vom Vater ging alles aus.

Ich habe einen alten Afrika-Missionar, der über fünfzig Jahre lang im Busch von Tansania mit den Menschen lebte und betete, gefragt: »Was war dein freudigstes Erlebnis bisher?« Er erzählte: »Wir hielten einmal in unserer Gemeinde in Nyangao ein Eheseminar. Einhundertfünfzig Paare waren gekommen. Zwei Tage lang waren wir zusammen, und am Ende feierten wir einen Gottesdienst, der mit einem Freudentanz endete. Ich werde das nie vergessen.« Freude und Dankbarkeit über die von Gott erfahrene Liebe, das sind die echten Charakteristika von Mission.

Wenn wir heute von der Weitergabe des Glaubens sprechen, dann oft mit dem Unterton der Frustration oder besorgter Zurückhaltung. Dabei handelt es sich doch um eine freudige Sache! Wir sollten als Christen, als Eltern, Großeltern, Religionslehrer, wo immer wir stehen, zuallererst das Freudige teilen mit unseren Mitmenschen. Evangelium bedeutet »Frohe Botschaft«.

## Gott liebt es, sich zu zeigen

Uns mit unseren Überzeugungen und unserem Glauben zu zeigen, kann manchmal eine wirkliche »Reise« sein. Auch wenn es in unserem Alltag in Bruchteilen von Sekunden geschehen mag, es wird uns trotzdem dabei eine ganze innere Reise zugetraut. Der Grund dafür ist, dass wir im Zeugnisgeben sehr nahe an das »Wesen« Gottes herankommen. Wir sind eingeladen, uns dabei ganz für ihn zu öffnen und für das, was er durch uns tun will. Das Wesen Gottes aber ist es, sich zu verströmen und zu verschenken. Gott ist Liebe. Und Liebe kann nicht für sich bleiben. Sie ist kreativ. So hat Gott die Welt geschaffen, als sein Abbild. In der Schöpfung zeigt sich Gott. Heute haben so viele Menschen einen Sinn dafür, dass die Natur und die Schöpfung Ausdruck des Göttlichen sind. Es macht Gott Freude, sich darin zu zeigen; und uns, ihn darin zu sehen.

Doch das war Gott, so glauben wir, noch nicht genug. Er wollte sich ganz unmittelbar, in seinem Wesen mitteilen. Er selbst, ganz persönlich, wollte sich zeigen, unverhüllt, für jeden Menschen sichtbar, angreifbar, fassbar. So wurde sein Sohn geboren. Barfuß und ohne Vorratstaschen. Und wieder: Gott liebt es nicht, sich zu verstecken, sondern im Gegenteil, sich zu zeigen. Er zeigt sich in Jesus. Wenn wir in Jesu Augen schauen, sehen wir Gott. Wenn wir sein Handeln sehen, erkennen wir Gott. Wenn wir ihn reden hören, hören wir Gott.

Gott will seine Gottheit nicht für sich behalten, sondern sie teilen. Er ist ultimativ inklusiv, könnte man sagen. Alle sollen Anteil haben



an seiner Gottheit, da doch auch alle aus ihr hervorgegangen sind. Alle sollen das Leben haben, göttliches Leben, Leben in Fülle (vgl. Johannes 10,10).

Gott in sich selbst ist verströmende Liebe. Das drücken wir aus, indem wir vom »dreieinigen« Gott sprechen. Gott ist kein Monolith, sondern drei Personen, die miteinander liebend verbunden sind. Die Theologie der Dreifaltigkeit, wie sie der heilige Augustinus entwickelt hat, spricht von den »Missionen Gottes« (missiones dei).<sup>4</sup> Er meint damit: Jesus Christus, der Sohn Gottes, geht aus dem Vater hervor; er wird aus ihm heraus »gesandt«, ebenso wie der Heilige Geist. Im Wesen Gottes sind nach christlicher Auffassung also »Sendungen« enthalten. Gott geht aus sich selbst heraus, er fließt aus sich aus, der Sohn aus dem Vater und der Heilige Geist aus Vater und Sohn. Das ist der theologische Kern des Missionarischen. Weil Gott selbst missionarisch ist, das heißt, nicht bei sich selbst bleiben wollte, sondern aus sich herausgegangen ist und sich zeigt, deswegen sind wir Menschen dazu eingeladen, in diese göttliche Dynamik einzuschwingen, aus uns herauszugehen und uns zu zeigen.

Ich finde diesen Gedanken beglückend: Ich darf an der göttlichen Dynamik teilnehmen mit meinen bescheidenen Mitteln. Ich finde ihn auch entlastend, weil es sich hier um einen größeren Auftrag handelt, für den Gott letztlich die Verantwortung trägt – mit der einen Ausnahme, dass ich mich ihm öffne. Ich darf mich als Mensch, so wie ich von Gott geschaffen bin, zeigen, weil ich etwas von seiner Schönheit, von seiner Wahrheit, von seiner Güte widerspiegele.

## Zweifel dürfen sein

Aus Erfahrung wissen wir allerdings, dass das manchmal gar nicht so einfach ist. Erstens ist man im Alltag nicht wirklich immer gefühlsmäßig so nah an Gott dran. Zweitens möchte man doch einfach authentisch sein. Nehmen wir einmal ein Beispiel: Als Religionslehrer können wir heute den Kindern und Schülern ohnehin nur noch das vermitteln, wovon wir selbst wirklich überzeugt sind. Alles, was wir selbst nicht verstanden oder nie erfahren haben, alles, womit wir nichts anfangen können in Bezug auf den christlichen Glauben, auch das, was wir selbst gar nicht leben und woran wir uns nicht halten, wird uns doch ohnehin niemand abnehmen.

Wenn wir uns zeigen, gerade in religiösen Belangen, dann wollen wir uns so zeigen, wie wir sind. Wir wollen nichts vorspielen, nichts Falsches vorgeben. Nur wenn ich authentisch bin, wenn ich ich selbst bin, werde ich den anderen berühren können. Jede Art von Heuchelei hingegen oder Bigotterie schreckt die Menschen eher ab, als dass sie anzieht. Nur wenn ich hinter dem stehen kann, wovon ich Zeugnis gebe, ist mein Zeugnis ehrlich und überzeugend.

Allerdings steckt in dem Anspruch, authentisch zu sein, auch eine Versuchung. Authentizität bedeutet ja, dass ich mit mir übereinstimme. Aber weiß ich denn immer, wer ich bin? Wann weiß ich das so genau? Und wann bin ich hundertprozentig sicher in dem, was ich glaube? Perfektionismus kann dazu führen, dass wir uns selten oder nie zeigen, weil wir uns nie *ganz* sicher sein können.

Wir können diesbezüglich vom heiligen Thomas lernen. Er wollte es hundertprozentig wissen. Die Jünger erzählten ihm: Jesus ist auferstanden, er lebt wirklich! Sie zeigten sich ihm in ihrem Glauben. Thomas aber vertraute ihnen nicht. Er wollte selbst erfahren und begreifen, wollte Jesus anfassen, um ganz sicher sein zu können. Jesus respektiert seinen Wunsch und kommt noch einmal zu seinen Jüngern, eine Woche nach seiner ersten Erscheinung. Er liebt es, sich zu zeigen. Er zeigt Thomas die Wunden an seinen Händen und Füßen, und Thomas fällt auf die Knie, glaubt jetzt und bekennt: »Mein Herr und mein Gott.«

Was hilft Thomas zu glauben? Es ist, dass Jesus ihm seine Wunden zeigt. Dass er sich ihm in seiner Verletzlichkeit zeigt. Die Jünger waren wahrscheinlich voll Begeisterung auf Thomas zugestürmt. Sie waren sich ganz sicher über Jesus und sicher auch authentisch. Trotzdem waren sie nicht überzeugend. Thomas mag gedacht haben: Werden die da nicht gerade von ihren Emotionen davongetragen? Ich will mehr Sicherheit! Jesus antwortet auf dieses Bedürfnis. Was Thomas schließlich dazu bewegt, Jesus zu erkennen, ist, dass ihm Jesus seine Wunden zeigt.

Wir können das als Modell zum Zeugnisgeben hernehmen. Manchmal ist es besser, etwas von seinen religiösen Gefühlen in aller Gebrochenheit und Unvollkommenheit zu zeigen, als mit titanischer Glaubensüberzeugung daherkommen. Wir können unsere Zweifel ruhig durchscheinen lassen, indem wir zum Beispiel sagen: »Ich bin mir nicht ganz sicher, aber mein Empfinden ist ...«, »Ich glaube, dass ..., aber natürlich kann ich mich auch irren«, »Früher habe ich das so gesehen, heute sehe ich es so ...«, »Ich kann es nicht recht begründen, aber ich glaube ...« Oder um noch ein konkretes Beispiel zu nennen: »Gott fordert uns im Alten Testament auf, den Sabbat zu heiligen, und die Kirche möchte, dass wir jeden Sonntag in die Kirche gehen. Ich muss zugeben, ich tue es nicht immer. Manchmal schaffe ich es nicht. Manchmal bin ich auch einfach zu faul. Aber wenn ich es tue, geht es

mir gut. Und ich finde es eine gute Sache. Ich finde es eine wichtige Sache.«

Wenn wir Thomas den Zweifler mit in unser Zeugnis hineinnehmen, sind wir überzeugender, als wenn wir über jeden Zweifel erhaben scheinen. Wenn wir uns wie Jesus in unserer Verletzlichkeit zeigen, kommt die Liebe besser zu uns durch.

Zu unserer Verletzlichkeit gehört es aber auch, dass wir im Zeugnisgeben immer wieder auf andere angewiesen sind. Das heißt für mich zum Beispiel: Was ist eigentlich so schlimm daran, wenn ich sage, dies und das glaube ich oder tue ich, weil die Kirche es so macht? Ist es nicht in Ordnung, wenn ich mich einer Gemeinschaft von Milliarden Menschen anschließe und davon ausgehe, dass diese schon nicht alle völlig »spinnen«? Da wir oft den Anspruch haben, alles aus uns heraus glauben und begründen zu müssen, bleibt manchmal nicht viel vom Glauben übrig. Es ist eine Überforderung. Stattdessen bin ich eingeladen, im Lauf meines Lebens schrittweise von einem »gelernten« zu einem »erfahrenen« Glauben zu gelangen. Dabei kann die Gemeinschaft der Glaubenden mir helfen.

Jesus fragt seine Jünger, bevor er sie losschickt, nicht: Habt ihr auch alles genau verstanden? Lebt ihr auch alles genau so, wie ihr es verkünden werdet? Könnt ihr auch hundertprozentig dahinterstehen? Nur wenn ihr ganz authentisch seid, könnt ihr von mir Zeugnis geben! Stattdessen sendet er noch einen zweiten Jünger mit zur Unterstützung. Dieser steht sozusagen für die Gemeinschaft der Gläubigen. Und es reicht ihm, dass er selbst uns sendet. Es sind nicht wir, die das Zeugnis wahr machen, das wir geben. Es ist letztlich Jesus selbst. Es geht ja um seine Wahrheit.

Frère Roger (1915–2005), der Gründer von Taizé, hat uns einmal geraten: »Lebe das, was du vom Evangelium verstanden hast. Und wenn es noch so wenig ist. Aber lebe es!« Und jenen, denen die Übereinstimmung mit der Kirche, der Gemeinschaft der Gläubigen, wichtig geworden ist, möchte ich sagen: Auch hier muss nichts vollkommen

sein. Fangt doch mit dem an, was ihr glauben könnt. In meinem Leben ist es sehr oft so gewesen, dass ich bestimmte Glaubenssätze oder auch moralische Ansichten der Kirche über Jahre nicht wirklich verstanden habe oder einordnen konnte. Ich hatte auch Schwierigkeiten, sie zu leben. Bis ich eines Tages über die entsprechende Erfahrung stolperte und sah: Was die Kirche lehrt, ist ja genau richtig!

Der heilige Paulus sagt: »Die Liebe hört niemals auf. Prophetisches Reden hat ein Ende, Zungenrede verstummt, Erkenntnis vergeht. Denn Stückwerk ist unser Erkennen, Stückwerk unser prophetisches Reden; wenn aber das Vollendete kommt, vergeht alles Stückwerk. Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind und urteilte wie ein Kind. Als ich ein Mann wurde, legte ich ab, was Kind an mir war. Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich unvollkommen, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin. Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe.« (1 Korinther 13,8–13)

Ich brauche nicht zu warten, bis mein Wissen über das Göttliche vollkommen ist, bevor ich damit anfangе, etwas davon zu erzählen. Ich bleibe mein Leben lang ein Lernender und Wachsender, ich darf schreiten von Erkenntnis zu Erkenntnis, und in aller Bruchstückhaftigkeit und Unvollkommenheit darf ich jetzt schon Zeugnis geben, wenn es denn getragen ist von Hoffnung und Liebe.

# Bevor ich losgehe

Vielleicht haben Sie, liebe Leserin, lieber Leser, etwas Lust bekommen, mehr von Ihrem Glauben auch nach außen zu zeigen. Das zu tun ist ein spiritueller Weg, bei dem wir wachsen können und unserem göttlichen Kern näher kommen. Bevor wir uns selbst aber »auf andere loslassen«, sollten wir drei Grundsätze beherzigen, die ich Ihnen gerne empfehlen möchte:

- Beginne deine Mission mit Gebet und in Stille.
- Wende, was du zu sagen hast, zuallererst auf dich selbst an.
- Habe Mut!

## Jesus kam aus der Stille

Bevor Jesus selbst mit seiner öffentlichen Tätigkeit beginnt, zieht er sich zunächst in die Wüste zurück. Der Heilige Geist ist es, der ihn dorthin führt. Die Zeit in Einsamkeit, Stille und Gebet scheint wichtig für ihn zu sein, bevor er schließlich beginnt zu predigen und zu heilen. Aber auch während der aktiven Zeit seines Lehrens kehrt er immer wieder in die Einsamkeit zurück: »Jesus zog sich mit seinen Jüngern an den See zurück« (Markus 3,7); »Jesus fuhr mit dem Boot in eine einsame Gegend, um allein zu sein« (Matthäus 14,13); »In aller Frühe, als es noch dunkel war, stand er auf und ging an einen einsamen Ort, um

zu beten« (Markus 1,35). Diese Bemerkungen klingen fast etwas schematisch, so oft begegnen sie uns in den Evangelien, und vielleicht hat der Evangelist hier auch redaktionell nachgeholfen. Sicher aber ist, dass Jesus nicht nur die Nähe zu den Menschen gesucht hat, sondern auch ihren Abstand und die besondere Nähe zu Gott.

Jesu Mission scheint mir in dieser Hinsicht grundsätzlich verschieden zu sein von allen anderen möglichen »Missionen« von Unternehmen, Organisationen oder Einzelpersonen. Sie kommt aus der Stille und führt auch wieder in die Stille und ins Gebet. Denn das Gebet ist ein besonderer Ort der Nähe Gottes. Wenn unser Zeugnisgeben nicht von diesem Element der Stille, des Respekts, der Liebe und des lebendigen Gesprächs mit Gott getragen ist, sind wir eher wie eine »lärmende Pauke« (1 Korinther 13,1), die zwar auf sich aufmerksam macht, aber eigentlich nichts zu vermitteln hat.

Ich durfte vor einigen Jahren eine Gemeinschaft kennenlernen, die mich in ihrer Art, Zeugnis zu geben, sehr überzeugt und berührt hat: die Verbum-Dei-Missionarinnen.<sup>5</sup> Es ist eine internationale Gemeinschaft mit vielen jungen Ordensfrauen. Aktiver, solidarischer und näher am Menschen kann man sich ein Leben kaum vorstellen. Einmal in der Woche jedoch, am Mittwoch, ziehen sich alle Frauen zurück, um nur eines zu tun: in der Stille bei Jesus zu sein, zu beten, den Glauben miteinander zu teilen, sich zu sammeln. Und einmal im Jahr nehmen sie sich einen vollen Monat Zeit für Schweigeexerziten. Das ist nicht nur nötig, wie sie mir versicherten, um wieder neue Ideen zu sammeln für weitere Predigten und Vorträge, sondern um sich neu auszurichten an dem, der sie sendet.

Die Stille und das Gebet beschützen uns, wenn wir über Gott und unseren Glauben sprechen. Sie bewahren uns vor der Gewalttätigkeit, die in unseren Worten oder Taten stecken könnte, vor der Versuchung der Manipulation, sie bewahren uns aber auch vor Anbiederung und vor Eitelkeit.

Klöster haben heute eine große Ausstrahlung. Ein Grund dafür mag sein, dass die Mönche und Nonnen versuchen, alles, was sie unternehmen, aus dem Gebet kommen zu lassen. Die Menschen sehen das nicht nur, sie spüren es auch, glaube ich. In unserem hektischen Leben brauchen wir nicht jemanden, der seinerseits vor Aktivismus überquillt und oberflächlich an uns »vorüberwischt«. Wir möchten Menschen begegnen, die aus der Tiefe, ja aus der Kontemplation schöpfen.

»Als tiefes Schweigen das All umfing und die Nacht bis zur Mitte gelangt war, da sprang dein allmächtiges Wort vom Himmel, vom königlichen Thron herab.« (Weisheit 18,14–15) Die Mönche singen diesen Text, der aus der Weisheitsliteratur des Alten Testaments stammt, in ihren gregorianischen Gesängen an Weihnachten. Die Stille der Weihnachtsnacht ist der Moment, in dem Gott aus sich heraustritt, sich zeigt, von seinem göttlichen Thron »herabspringt« und Mensch wird. Das Wort Gottes, Jesus, geht aus der Stille hervor. Das sollten auch unsere Worte und Taten tun.

In diesem geheimnisvollen »Ausgang« des Sohnes Gottes aus dem Vater liegt der Anfang jeder Verkündigung. Wenn wir nicht mit diesem Geheimnis in Kontakt sind, das wir nur in der Stille und im Gebet berühren können, werden wir stets mehr uns selbst als Gott künden. Nur die Anerkennung dieser Realität, dass wir mit unserer Weitergabe des Glaubens teilhaben am Werk Gottes selbst, schützt uns vor der Übermacht unserer privaten Motivationen und Interessen.

Jesus selbst ist die »Mission« Gottes. Bevor wir in allerlei Aktivismus verfallen, sollten wir uns zunächst im Gebet mit ihm verbinden und horchen, wohin er uns denn überhaupt senden will. Wir werden seiner Mission nichts Spezielles hinzufügen, sondern ihr nur dienen.

Papst Pius XI. hat 1927 den Jesuiten Franz Xaver (1506–1552) und die Karmelitin Therese von Lisieux (1873–1897) zu den Patronen der Weltmission ernannt. Die Ernennung der »kleinen Therese« hat mich dabei schon immer provoziert. Während Xaver offensichtlich große



Dinge vollbracht hat, indem er nach Indien und Japan vorgedrungen ist, hat die junge Ordensfrau ihr Kloster nie verlassen. Wie sollte sie »missionarisch« genannt werden können? Warum sollte gerade sie Patronin der Mission sein? Wohl gerade weil sie für die Missionare vor Ort betete und selbst im Gebet und in der Stille die geheimnisvolle Dynamik, die von Gott ausgeht, mitvollzogen hat. Damit hat sie vielleicht einen viel größeren Beitrag geleistet, als wir denken.

Die Stille ist der perfekte Weg, um das Hören zu lernen. Zeugnis zu geben setzt das Hören voraus. Was spricht mein Gewissen in mir? Was ist die Wahrheit, die ich sagen soll? Zeugnis zu geben ist ein wunderbarer Weg, sich selbst und sein Innerstes besser kennenzulernen. »Höre, mein Sohn, meine Tochter«, beginnt der heilige Benedikt seine Regel, »und höre mit dem Ohr deines Herzens.«<sup>6</sup> Oft wissen wir selbst nicht, wer wir wirklich sind, wenn wir uns nicht uns selbst zuneigen und uns dann damit der Welt zeigen.

Hören ist auch die beste Voraussetzung, den Menschen in Respekt und Liebe zu begegnen. Sonst ergibt sich kein Gespräch, sondern ein Monolog. Im Hören habe ich die Chance, den anderen wirklich in seiner Ganzheit wahrzunehmen; ich kann zusammen mit ihm den Impulsen des Göttlichen lauschen, die sich in ihm zeigen möchten.

Wenn wir uns mehr Zeit nehmen für die Stille, dann tun wir bereits etwas Gutes, nicht nur für uns selbst. Wenn wir kleine Rituale in unseren Alltag einbauen können, die uns mit unserem göttlichen Kern in Verbindung bringen, dann werden wir auch andere damit anstecken können. Wenn wir ein aktives Gebetsleben haben, vielleicht am Abend oder am Morgen, in Stoßgebeten, freien Gebeten oder mit Gebeten aus unserem Traditionsschatz, dann sind wir schon dabei, auch für andere etwas Gutes zu tun und unseren Glauben weiterzugeben.

## Zuerst missioniere dich selbst!

Im Kapitel »Zweifel dürfen sein« habe ich versucht, zu ermutigen, unseren Glauben zu zeigen, auch wenn er unvollkommen ist. Es ist wichtig, dass wir uns hier etwas entlasten und Druck von uns nehmen, denn sonst trauen wir uns nie oder finden uns nie berechtigt, Zeugnis zu geben. Oder unser Zeugnis wird unerträglich »richtig«.

Das nimmt nichts weg von der Tatsache, dass wir natürlich aufgefordert sind zu leben, was wir vom Glauben zeigen wollen. Wer Wasser predigt, doch Wein trinkt, wird kaum Gehör finden. »Wir wollen nicht lieben mit Wort und Zunge, sondern in Tat und Wahrheit«, rät uns der Johannesbrief (1 Johannes 3,18). Authentizität ist ein wichtiges Kriterium unseres missionarischen Tuns. Wer nicht wenigstens versucht zu leben, was er predigt, ist nicht überzeugend und wird anstatt Zustimmung eher Befremdung oder Spott ernten.

Was bedeutet das konkret? Die erste Adresse meines Zeugnisgebens sollte immer ich selbst sein. Wenn ich Zeugnis gebe von der Liebe und das nicht liebevoll tue, nützt es mir nichts und dem anderen auch nicht – es wird wirkungslos bleiben. Wenn ich von der Hoffnung rede, selbst aber nicht hoffnungsvoll bin, wird das keine Wirkung haben. Wenn ich von der Freude spreche – hier scheint es mir am deutlichsten zu sein –, aber nicht froh und zufrieden bin, ist es nicht überzeugend. Wenn ich mich zunächst selbst bekehrt habe, hat das in sich bereits eine gute Wirkung, die ausstrahlen wird, ohne dass ich sehr viel dazutun muss.

Um Simon und Johannes zu überzeugen, ihm nachzufolgen, zeigt Jesus ihnen einfach, wo er wohnt und wie er lebt (Johannes 1,39). Das ist eine stille Art des Missionierens, die oft die wirkungsvollste ist. Es ist eigenartig, dass laute Prediger, die mit hundertprozentiger Überzeugung auf die Menschen »eindonnern«, sich später oft als Menschen herausstellen, die ihren Schwächen total erlegen sind und moralisch

sehr fragwürdig gelebt haben. Allerdings: Auch Leisetreter können Heuchler sein.

Ich bin der erste Adressat meines Zeugnisses. Wenn ich mich öffne für das, was ich verkünde, brauche ich es noch nicht vollständig begriffen oder sogar umgesetzt zu haben, aber ich sollte Gott an mir wirken lassen. Diese Beobachtung mache ich oft beim Predigen: Ich versuche bei der Vorbereitung, die Frohe Botschaft, um die es geht, an mir wirksam werden zu lassen. Wenn es darum gehen soll, dass die Armen selig zu preisen sind, versuche ich, an diese Verheißung zu glauben und die Schönheit und den Segen des »Wenigerhabens« in meinem Leben zu entdecken oder mit Armen in Kontakt zu kommen und ihnen praktisch zu helfen. Wenn ich über das Dienen predige, darf ich das tun, auch wenn ich nicht der beste »Diener« bin. Was meine Zuhörer aber spüren, ist, ob ich diese Botschaft auf mich selbst zutreffen lasse, ob ich selbst daran arbeite. Die Botschaft *gehört* ja nicht mir. Es wäre eine Illusion, sie eines Tages ganz zu »haben«. Aber sie *gilt* auch mir. Ich bin der erste Adressat meiner Missionsarbeit.

Diese Wahrheit liegt nicht nur auf der Ebene gelungener Kommunikation, sondern hat theologische Wurzeln. Christsein beginnt mit der Umkehr. Jesus hat sich an den Jordan begeben und ist dem Ruf Johannes des Täufers gefolgt, umzukehren. Als er selbst zu predigen begann, war seine erste Botschaft: »Kehrt um und glaubt an das Evangelium!« (Markus 1,15) Umkehr war vom Anfang an Kernbestandteil des Christentums. Zuerst wollte man sein Leben ändern, es ganz praktisch von Gott her leben, dann erst wurde man getauft. Man stieg aus dem Militärdienst aus, trennte sich von einer Konkubine, gab die Hälfte des Vermögens den Armen, hörte auf zu trinken, machte Frieden mit seinem Nachbarn – dann erst wurde man Christ. Heute vergessen wir diesen Teil leider zu oft. Wenn wir uns trauen, mehr vom Glauben zu bezeugen, könnte das eine Anregung sein, auch mehr an uns zu arbeiten. Damit unser Handeln so deckungsgleich wie möglich ist.

Wenn ich die Umkehr – auch lange nach meiner Erstbekehrung oder Taufe – unterlasse, wird mein Handeln leer bleiben. Wenn ich aber ehrlich und demütig weiter daran arbeite, kann die Botschaft selbst (nicht ich) durch mich hindurchklingen. Die Menschen sehen quasi, wie die Botschaft an mir wirkt, sich in mir entfaltet und mich transformiert. Papst Johannes Paul II. hat in seiner Enzyklika »*Redemptoris Missio*« einmal gesagt: »Der wahre Missionar ist der Heilige.« Mission ist ein spirituelles Geschehen.

## Habt Mut!

Beginne in Stille, geh konsequent deinen eigenen spirituellen Weg und dann achte darauf, wo dich eine Situation, eine Person dazu »ruft«, aus dir herauszutreten und etwas zu sagen oder zu zeigen. Dieses »Heraus-treten« kostet etwas Mut. Oft ist es eine leichte Angst, die uns hindert, uns zu zeigen. Diese Angst ist verständlich, weil wir uns im Zeigen verletzlich machen. Wie können wir mit ihr sinnvoll umgehen?

Vereinfachend gesagt, gibt es zwei Arten von Angst. Zum einen die, die mich warnen möchte: Der Bergsteiger schaut in den Abgrund. Die Angst sagt ihm: »Vorsicht, gib Obacht.« Diese Angst schützt uns und hat eine wichtige Funktion für unser Überleben. Die andere Art von Angst ist Schwellenangst. Sie tritt natürlicherweise auf, wenn wir etwas Neues vor uns haben, zum Beispiel als Kind vor der Einschulung, als Schüler vor der Abiturprüfung, die Frau vor der Geburt ihres Kindes, der Künstler vor dem Betreten der Bühne. Es ist eine Angst, die uns – im Gegensatz zur vorher genannten – *einlädt*, nach vorne zu schreiten, durch die Angst hindurchzugehen. Sie will uns nicht etwa warnen: Mach die Prüfung lieber nicht, geh lieber nicht auf die Bühne, bekomm das Kind lieber nicht! Diese Angst verhilft uns stattdessen zum notwendigen Adrenalin, um das Bevorstehende zu meistern.

Wenn wir uns in unserem Glauben zeigen, verlassen wir dabei unseren vertrauten Bereich und gehen in die Begegnung mit einem anderen Menschen. Es ist ganz verständlich, dass dabei eine leichte Bangigkeit aufkommt.

Antonia Werr (1813–1868), die Gründerin der Oberzeller Franziskanerinnen, die zu einer weltweiten Kongregation geworden sind, sprach in solchen Situationen immer beherzt zu sich selbst: »Vertrau auf Ihn, Er führt Dich, Er leitet Dich: Nur Mut!« Ein Mitbruder von mir pflegt immer wieder zu sagen: »Keine Angst, Gott ist gut!« Wem will ich denn begegnen in meinen missionarischen Bemühungen? Ich bin auf der Suche nach Gott, nach Christus im Mitmenschen. Könnte ich Schöneres finden? Keine Angst vor Christus! Wenn ich dann stattdessen den »Dämonen« begegnen sollte, wird mir der Herr auch die nötige Kraft in dieser Situation geben, denn er hat mich ja gesandt. Es ist vielleicht wegen dieser Furcht, dass er bei seiner Aussendung den Jüngern sagte: »Geht! Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe.« Damit hat er bestätigt: Es kann eine riskante Sache sein.

Im zweiten Brief an Timotheus sagt der Missionar Paulus: »Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.« Verzagtheit ist keine Frucht des Heiligen Geistes. Man sagt, die Bibel enthielte 365-mal den Satz »Fürchte dich nicht!«, also für jeden Tag des Jahres einen. Die zentrale Botschaft des Alten Testaments ist doch: Du, Israel, hast einen Gott, der mit dir einen Bund geschlossen hat. Und die des Neuen Testaments: Du, Mensch, hast einen Gott, den du »Abba«, guter Vater, nennen kannst und der dir alle Verfehlungen durch Christus vergeben hat. Der in deiner Mitte seine gute Herrschaft errichtet. Warum also sich fürchten? Wir haben im Deutschen nicht von ungefähr das Wort »Heidenangst«. Die frühen Christen haben diese Art der Angst als etwas typisch Heidnisches, also Nichtchristliches empfunden. Als Christen können wir die Angst im Heiligen Geist überwinden.

Ich werbe hier nicht für eine Art Draufgängertum als »Gotteskrieger«, aber um den Mut, der uns aus dem Glauben wächst. Wir dürfen dabei ruhig an Don Camillo denken, der, wenn er nicht mehr weiterwusste, zu Gott betete und ihm die Verantwortung überließ: »Herr, du hast mich in diese Situation geschickt, nun gib mir auch den Mut dafür!«

Vielleicht ein paar Beispiele aus dem Alltag: Ein Freund von mir spielt in einer Band, die hauptsächlich christliche Lieder zur Aufführung bringt. Er erzählte mir, er würde eigentlich am liebsten die Bandprobe mit einem gemeinsamen Gebet beginnen. Er habe aber Angst, dass ein solcher Vorschlag überheblich klingen könnte. Vielleicht könnte er es so einleiten: »Ich würde eigentlich gerne mit einem Gebet beginnen. Mir würde das guttun. Könnt ihr euch das auch vorstellen? Ich möchte nicht frömmelnd oder überheblich klingen, aber es täte mir wirklich gut.«

Oft habe ich mir Gedanken gemacht, ob ich vor dem Essen in einer fremden Umgebung das Kreuzzeichen machen soll. Warum eigentlich nicht? Mit Gott darf ich den Mut dazu haben. Ich habe mir angewöhnt, in diesem Moment nicht nur für mich, sondern gleichzeitig still für alle anderen im Raum zu beten. Das hat noch nie Schwierigkeiten mit sich gebracht.

Es sind also gar nicht so viele »Wölfe« da draußen. Wie man mit ihnen umgeht, ist noch einmal ein anderes Thema, auf das ich später eingehen möchte.

Die Kirche weiß, wie viel Mut Zeugnisgeben kostet. Johannes Paul II. schreibt in seiner Enzyklika »*Redemptoris Missio*« über »Missionarische Spiritualität«: »Sinnbildhaft ist der Fall der Apostel, die trotz ihrer Liebe zum Meister und obwohl sie seinem Ruf großzügig Folge leisteten, sich während seines öffentlichen Auftretens als unfähig erwiesen, seine Worte zu begreifen, und ihm nur widerstrebend auf dem Weg des Leidens und der Demütigung folgten. Der Geist wird sie in mutige

Zeugen Christi und erleuchtete Verkünder seines Wortes verwandeln:  
Der Geist wird sie über die beschwerlichen und neuen Wege der Mission  
geleiten.«<sup>7</sup> Und Papst Franziskus ermutigt die Jugend mit den Worten  
Jesu: »Dies habe ich zu euch gesagt, damit ihr in mir Frieden habt.  
In der Welt seid ihr in Bedrängnis; aber habt Mut: Ich habe die Welt  
besiegt.« (Johannes 16,33)